

Mani Owzar

**Ich möchte nicht
die perfekte Geschichte schreiben**

Queere Menschen für eine gerechte Schweiz

Mit Fotos von Binta Kopp

U N R A S T



Grace Granja

Grace Granja (kein Pronomen/sie) setzt sich schon seit der Kindheit für eine gerechtere Gesellschaft ein, etwa indem sich Grace in der Primarschule an einen Baum ketzte, der gefällt werden sollte. Heute ist Grace u.a. in der Organisation des *lila.queer festival* aktiv, ein Festival von und für die queere Community mit Drag-Shows, Performances, Lesungen und Workshops. Grace engagiert sich in unterschiedlichen Kontexten für die Rechte von behinderten und aus anderen Gründen marginalisierten Menschen. Gemeinsam mit anderen hat Grace den antikapitalistischen Christopher Street Day in Zürich, als Alternative für die sehr kommerziell geprägte Pride, organisiert. Grace arbeitet zudem beim Schweizerischen Berufsverband für angewandte Psychologie und vertritt dort die Interessen von Psycholog*innen.

Ich durfte Grace vor einigen Jahren in der queeren Bar *Gleis* in Zürich kennenlernen. Es war eine dieser Begegnungen, die sich auf Anhieb vertraut anfühlen, obwohl man sich noch gar nicht kennt. Ich kann mich noch erinnern, wie sehr ich mich freute, einen Menschen kennengelernt zu haben, der einen so klaren Blick für gesellschaftliche Missstände hat. Ich bin sehr beeindruckt davon, wie Grace das Leben meistert, sich mutig auf neue Herausforderungen und Menschen einlässt und dabei gleichzeitig gelernt hat, auf die eigenen Ressourcen zu achten.

Viele Umzüge und ein Gemüsegarten

Ich bin mit einer größtenteils alleinerziehenden Mutter aufgewachsen, die in der Pflege arbeitete. Meine ganze Kindheit und Jugend waren wir sehr arm. An eine der Wohnungen, in denen wir gelebt haben, kann ich mich besonders gut erinnern, weil sie einen großen Garten hatte. Ich habe noch eine Szene im Kopf, in der die fünfjährige Grace das Radieschen-Beet entdeckt, freudig ein Radieschen nach dem anderen ausgräbt und sich in den Mund steckt. Zuunterst lebte eine ältere Frau, Fräulein Breitenmooser, der das Haus gehörte und sie war zuerst nicht erfreut darüber, weil es sich um einen Gemeinschaftsgarten handelte. Sie witterte kurz, aber konnte nicht lange böse auf dieses glückliche, mit Erde beschmierte Kind sein.

Geboren bin ich in Thusis, wo ich auch die ersten anderthalb Jahre verbracht habe. Anschließend bin ich damals noch mit beiden Eltern nach Chur gezogen. Dort habe ich gelebt, bis ich sechs war und sich meine Eltern trennten. Diese Zeit habe ich als sehr bedrohlich in Erinnerung, weil meine Mutter mit mir in einer Nacht- und Nebelaktion auszog. Wir durften danach nicht mehr im Telefonbuch stehen und mir wurde aufgetragen, unsere Wohnungstür nie aufzumachen, wenn es klingelte. Später sind wir gemeinsam nach Cazis gezogen, weil meine Mutter dort in der Klinik arbeitete und als alleinerziehende Mutter nicht auch noch pendeln wollte. Als ich in die dritte Klasse kam, sind wir dann wieder nach Chur und dort noch ein paar Mal in unterschiedliche Wohnungen gezogen. Meine Mutter war ein sehr unruhiger Mensch, sie wollte sich viel bewegen und Dinge umstellen. Für mich war das

schwierig, weil ich nie irgendwo ein Gefühl von zuhause aufbauen konnte, was als Kind mit Migrationshintergrund sowieso schon nicht leicht ist. Immer wieder neu an Orten zu sein, war anstrengend für mich und als neues Kind wurde ich häufig gemobbt. Heute weiß ich, dass ich auch wegen des **Autismus** eine längere Akklimatisierungszeit nach Umstellungen brauche. Die Diagnose habe ich erst vor einigen Jahren erhalten, aber interessanterweise habe ich später erfahren, dass meine Kindergartenlehrperson mich schon damals hätte abklären lassen wollen. Sie hatte Auffälligkeiten bei mir bemerkt, die sehr typisch für autistische Kinder sind. Ich konnte bereits mit drei Lesen und Schreiben und auch sehr gut sprechen, habe dann aber im Kindergarten selektiven Mutismus entwickelt, das heißt, ich konnte zeitweise gar nicht sprechen. Es fiel mir sehr schwer mit anderen Kindern zu interagieren und ich unterhielt mich eigentlich nur mit der Lehrperson und dies auch nur flüsternd. Die anderen Kinder habe ich vor allem beobachtet und wenn ich gespielt habe, dann auf eine sehr repetitive Weise.

Meine Mutter hatte vor dieser Abklärung große Angst. Weil beide meiner Eltern Migrationshintergrund haben, fürchtete sie sich davor, dass man mich ihr wegnehmen könnte. Außerdem hatte sie Angst vor dem Stigma dieser Diagnose und davor, dass mir Zukunftschancen verbaut werden könnten. Es war eine Zeit, in der man noch ganz anders über Behinderungen nachgedacht und von Inklusion noch nicht so viel gehalten hat. Aus diesen Gründen hat meine Mutter die Abklärung damals abgelehnt.

Ein Wechselbad der Gefühle

Erst nach meinem Masterstudium habe ich mich tatsächlich abklären lassen. Eine Mitstudierende schrieb mir etwa ein halbes Jahr nach unserem Abschluss. Sie wolle mir nicht zu nahetreten, aber sie hätte inzwischen Erfahrungen in der Diagnostik von Erwachsenen im Autismus-Spektrum sammeln können und sehe sehr viele Parallelen zu mir. Sie wisse nicht, ob es mir helfen würde, aber könne sagen, dass es manchen Menschen Erleichterung bringe, eine Diagnose zu haben. Sie hatte mir außerdem Quellen und Fragebögen mitgeschickt. Ich musste das einen Moment sacken lassen, weil ich nie auf die Idee gekommen wäre, dass Autismus bei mir zur Debatte stehen könnte. Ich hatte auch ein anderes Bild von Autismus im Kopf, sehr stereotyp und männlich. Eine Person, die sich vor allem für ein bestimmtes Thema, zum Beispiel Züge interessiert und nicht mit anderen Menschen kommunizieren kann. Das hat für mich nicht gepasst, weil ich ja sehr wohl sozial interagieren konnte. Einige Monate später habe ich dann aber die E-Mail doch nochmal hervorgeholt, weil es mich nicht ganz losgelassen hat. Beim Durchlesen der Quellen merkte ich recht schnell, dass sehr Vieles auf mich zutrifft und habe mich für die Abklärung angemeldet.

Die Diagnose zu bekommen, war für mich ein Wechselbad der Gefühle. Mein erster Gedanke war: »Jetzt ist klar, dass etwas falsch mit mir ist«, was verständlich aber auch ab-

leistisch ist. Als Nächstes folgten eine unfassbare Erleichterung und die Erkenntnis, dass es eine Erklärung dafür gibt, warum gewisse Dinge für mich einfach anstrengender sind. Es hat mir geholfen, mir selbst für all die schwierigen Situationen zu verzeihen, in denen ich mich wiedergefunden habe. Vorher gab ich mir immer selbst die Schuld dafür und nun verstand ich, dass ich einfach ein anderes >Betriebssystem< habe. Durch die Diagnose konnte ich so viel mehr Selbstliebe entwickeln.

Aufgrund meiner Ausbildung in der Pflege und nachher meines Studiums der Psychologie konnte ich sehr viel über Kommunikation und soziale Interaktion lernen. Davor ist es mir immer sehr schwergefallen, andere Menschen zu lesen. Ich habe meine Mitmenschen ganz oft nicht verstanden und mich auch nicht verstanden gefühlt. Es war fast so, als ob wir eine andere Sprache sprechen würden. Ich habe außerdem gemerkt, dass ich andere Bedürfnisse habe. Das fängt beim Essen an und hört bei der Strukturierung des Alltags auf. Weil diese Bedürfnisse häufig als mühsam interpretiert wurden, entwickelte ich das Selbstbild, mühsam zu sein. Das führte dazu, dass ich mich isolierte oder auch durch Mobbing isoliert wurde.

Aufgrund des Autismus bin ich nicht so flexibel und kann nicht sehr spontan sein, was das Zusammenleben mit anderen Menschen manchmal erschwert. Insgesamt ist meine Batterie schneller leer als bei anderen, weil ich so viel mehr Sinneseindrücke verarbeiten muss und schnell überflutet davon bin. Ich finde es problematisch, wenn Menschen Autismus als Superkraft bezeichnen, denn es ist in unserer neurotypischen Gesellschaft eine Behinderung. Ich kann aber sagen, dass die Intensität der Sinneseindrücke manchmal schön ist. Das Erleben von Musik ist für mich aufgrund dieser Intensität beispielsweise ein großer Genuss, genauso wie die Farbintensität der Blätter im Wald.

Eine schöne Eigenschaft an mir, die ich u.a. dem Autismus zuschreibe, ist, dass ich Menschen so annehme wie sie sind. Ich denke viel weniger in gesellschaftlich geschaffenen Kategorien und Schemata, weil ich diese nicht verstehe. Darum interessiert mich der Hintergrund von Menschen nicht, sondern ich bin einfach präsent in dem Moment, den wir teilen. Es wurde mir schon häufig gesagt, dass dies sehr an mir geschätzt wird.

So etwas wie eine Binarität gibt es nicht

Dieses Nichtverstehen von gesellschaftlichen Konzepten war für mich schon immer Fluch und Segen zugleich. Es war für mich noch nie einleuchtend, warum ein Unterschied zwischen Mädchen und Jungen gemacht wird. Als Kind erinnere ich mich nur noch an das Unverständnis. Ich pinkelte immer im Stehen, weil ich das praktischer fand, mir wurde dann aber gesagt, dass das bei mir nicht geht. Dadurch entwickelte ich einen großen Penis-Neid. Erinnerungen daran, anzuecken, weil ich Dinge so machte, wie sie für mich stimmten, habe ich viele. Manchmal habe ich das Anecken gar nicht wahrgenommen und wenn doch, habe ich es oft nicht verstanden.

Das Konzept von Geschlecht wurde für mich vor allem im Kindergarten ein Thema. Im Kindergarten wurde die ganze Zeit von Mädchen und Jungen gesprochen und man musste sich auch dem zugewiesenen Geschlecht entsprechend kleiden. Weil ich so arm aufwuchs und meine Kleider von Nachbar*innen oder aus dem Brocki, einem Secondhand-Laden kamen, waren sie nie geschlechtsspezifisch. Es war für mich darum sehr seltsam, dass es spezielle Kleidung für Jungen und Mädchen gab. Ich verstand auch nicht, warum gewisse Spielzeuge für Mädchen oder Jungen sein sollten.

Die ersten körperlichen Entdeckungserfahrungen hatte ich mit Pembe, einem anderen Mädchen. Ich war auf meine kindliche Art in sie verliebt. Als mir Mauro, ein anderes Kindergartenkind, dann sagte, dass es ekelig sei, dass ich in Pembe verliebt bin, interpretierte ich das so, dass er Pembe nicht mochte, was mir egal war, denn ich fand sie sehr toll. Ich verstand noch nicht, dass ich gegen eine gesellschaftliche Norm verstößen hatte.

Während der Primarstufe und auch später war ich ein **Tomboy** und habe mich sehr früh, wenn auch unbewusst, geoutet. Als ich damals gefragt wurde, wen ich cool finde, sagte ich mit einer Selbstverständlichkeit: »Laura Müller« und habe erst aufgrund der Reaktion der anderen gemerkt, dass das wohl nicht >normal< ist. Dann kam die Frage, ob ich lesbisch bin und ich konnte das nicht beantworten, ich fand doch einfach Laura cool. Mit Anfang 20 habe ich auch Gefühle der Anziehung zu **cis** Männern entdeckt. Bis zu dem Zeitpunkt wurde ich lesbisch genannt, aber für mich hat dieses Label nie wirklich Sinn ergeben. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich einfach von Menschen angezogen bin. Inzwischen habe ich viel über diese Konzepte von sexueller Orientierung, Geschlecht und deren Wichtigkeit gelernt und kann mich mit den Beschreibungen >queer< und **agender** anfreunden, aber Gender hat für mich immer noch keinerlei Logik.

Ich habe bis zu einem gewissen Grad meine Naivität verloren und viele der ungeschriebenen Gesetze gelernt, mit denen man in einem weiblich gelesenen Körper konfrontiert ist. Durch das Verstehen gewisser Normen kam bei mir auch das Bedürfnis auf, diesen mehr zu entsprechen. Heute ist es für mich einfacher, mich als weiblich gelesen zu präsentieren, weil ich dadurch weniger Konfrontationen ausgesetzt bin. Ich trage darum keine kurzen Haare mehr, wie ich dies früher getan habe, als ich die Wirkung davon noch nicht verstanden habe. Sexismus war ich mit meinem Körperbau immer ausgesetzt, aber mit den kurzen Haaren musste ich mir noch andere Begriffe anhören, die sich gegen mein vermeintliches lesbisch-Sein richteten.

Mit 20 Menschen gegen das *World Economic Forum*

Laut meiner Mutter war mir schon sehr früh bewusst, dass ich Missstände in unserer Gesellschaft ändern wollte. Ich hatte schon immer einen sehr ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Meine Mutter erklärte mir zum Beispiel mit sieben, wie Fleisch hergestellt wird und ich sagte ihr, dass ich in diesem Fall kein Fleisch mehr Essen würde. Ich wollte

nicht, dass Tiere für mich sterben. Ich konnte auch keine Nachrichten schauen, da ich immer weinen musste und nicht verstehen konnte, warum Menschen so grausam zueinander sind. Warum unsere Gesellschaften dies erlaubten oder sogar guthießen, war für mich auch absolut unverständlich. Ich fragte meine Mutter ständig, warum Menschen so sind und merkte, dass ich so vieles ändern wollte. Deswegen wurde ich schon in der Primarschule politisch aktiv.

Um in unserer Schule eine Turnhalle umzubauen, sollten einige Bäume gefällt werden. Ich kettete mich in der großen Pause daran an, weil ich das verhindern wollte. Letztendlich schlossen sich mir noch Luca und Nicola an und wir konnten tatsächlich erwirken, dass neue Bäume gepflanzt wurden. Man muss dazu sagen, dass mein damaliger Klassenlehrer es immer gutgeheißen hat, wenn wir uns für irgendetwas eingesetzt haben. Er erklärte uns, dass wir auch mit den verantwortlichen Personen Gespräche führen müssten, wenn wir wirklich etwas verändern wollen, und unterstützte uns dabei.

Am Ende der Primarschule lernte ich über eine gemeinsame Freundin eine Gruppe von linken Jugendlichen kennen, die über Themen, wie die Auswirkungen der Globalisierung und globale Machtverhältnisse nachdachten. Mit ihnen ging ich zum ersten Mal auf Demonstrationen. Die waren in Chur nicht besonders groß. Gegen das *World Economic Forum (WEF)* demonstrierten gerade mal 20 Menschen, aber ich lernte dort, dass man sich zusammenschließen und für etwas einstehen kann.

In der Oberstufe habe ich angefangen, freiwillig politische Aufklärungsarbeit zu leisten. Damals stand zur Debatte, ob 16-Jährige wählen gehen dürfen und ich wollte meine Mitschüler*innen über unser politisches System informieren. Ich hatte den Wunsch, dass sie verstehen, wie viel Macht wir über das System der direkten Demokratie haben und, dass wir dieses Privileg unbedingt nutzen müssen. Mein Lehrer damals fand das großartig und räumte mir immer wieder kleine Slots ein, in denen ich diese Vorträge halten konnte. Dass ich meine Mitschüler*innen damit eigentlich vor allem nervte, merkte ich nicht.

Eventorganisation

Zusätzlich zu politischen Themen war für mich die Organisation von Events sehr wichtig, was mich bis heute begleitet. Zu Beginn waren es Musik-Events. Beide meine Eltern waren sehr musikalisch und auch ich habe früh begonnen, Musik zu machen. Ich habe auch in einer Punk-Band gespielt und für uns gab es, anders als für die Hiphop-Bewegung, die damals eher zum Mainstream gehörte, keine Orte. Weil ich gerne Punk und Metall hören wollte, begann ich selbst Konzerte zu organisieren. Das wurde schnell sehr groß und gemeinsam mit zwei Freund*innen organisierten wir Festivals mit internationalen Acts.

In Zürich habe ich gemeinsam mit anderen den antikapitalistischen Christopher Street Day (CSD) als Alternative zur kommerziellen Pride initiiert. Für uns war der ursprüngliche politische Gedanke der Pride nicht mehr spürbar und wir wollten diesen zu-

rückholen. Dies sollte in einem Rahmen geschehen, der für möglichst viele Menschen zugänglich ist. An der Pride können ganz viele Menschen nicht teilnehmen, beispielsweise weil die Polizei mitläuft und Menschen mit Behinderung nicht wirklich mitgedacht werden. Auch wenn es Verbesserungspotenzial gibt, haben wir mit dem CSD eine Demo geschaffen, die für andere Menschen zugänglicher war als die Pride.

Das Thema der Zugänglichkeit begleitet mich auch bei der Organisation des *lila queer Festivals*. Hier merke ich immer wieder, wie stark uns die weiße Normgesellschaft prägt und gerate teilweise in Konflikte, wenn ich darauf hinweise, wer in unseren Teams und Organisationen fehlt. Menschen fühlen sich dadurch schnell angegriffen.

Unfreiwillig in der Pflege

Nach der Oberstufe wollte ich eigentlich Bestatterin werden, aber weil wir nur einen Bestatter in Chur hatten und er bloß eine*n Lernende*n pro Jahr nahm, hätte ich ein ganzes Jahr warten müssen, was ich mir leider nicht leisten konnte. Die Situation zu Hause war so schwierig, dass ich gehen und selbst Geld verdienen musste. Weil mir nichts anderes in den Sinn kam, bewarb ich mich für die neu geschaffene Lehre als Fachperson Gesundheit (FaGe) und bekam die Stelle. Die Lehre war gar nichts für mich und ich wollte eigentlich im zweiten Lehrjahr abbrechen und eine Ausbildung in Informatik beginnen. Finanziell konnte ich es mir aber nicht leisten, wieder nur den Erstjahr-Lehrlingslohn zu bekommen und schloss daher die Ausbildung ab.

Nach der FaGe-Ausbildung war mir klar, dass ich noch etwas anderes machen möchte, weil ich kognitiv unterfordert, auf allen anderen Ebenen aber überfordert war. Ich bin dann in die Höhere Fachschule (HF) für Pflege gegangen, weil dafür bei uns in der Lehre Werbung gemacht wurde. Ich habe dann tatsächlich drei Jahre als diplomierte Pflegefachperson HF gearbeitet. Dann kamen das Burnout und mein erster Klinikaufenthalt. Es wurde klar, dass der größte Stressor in meinem Leben andere Menschen sind und damit die Arbeit als Pflegefachperson längerfristig unmöglich ist. Dort kam die Invalidenversicherung (IV) zum ersten Mal ins Spiel, weil deutlich wurde, dass ich eine Umschulung brauchte. Ich hatte die Idee, Floristin zu werden, aber die IV darf nur eine gleichwertige oder höhere Ausbildung bezahlen. Weil ich schon immer kreativ war, dachte ich, dass die Kunsthochschule etwas für mich sein könnte. Nach einem Jahr habe ich dort aber absolute Existenzängste bekommen. Ich habe große Angst davor, wahrgenommen zu werden, was im Kunstbereich aber essenziell ist. Darum brach ich dieses Studium ab. Ich merkte, dass Lohnarbeit etwas ist, was mir wahnsinnig schwerfällt und mich ausbrennt. Ich musste also etwas finden, dass sehr gut bezahlt ist, damit ich wenige Stunden arbeiten und trotzdem von dem Gehalt leben kann. Mir wurde klar, dass ich studieren musste. Weil ich aber nie eine Matur gemacht habe, war das einzige Studium, das mir aufgrund meiner Ausbildung in der Pflege offen stand, Psychologie.

Ich konnte die IV überzeugen, dass man mit einem Psychologiestudium auch in Bereichen arbeiten kann, in denen man nicht so viel mit Menschen zu tun hat und so übernahmen sie die Semestergebühren für den Bachelor und Master. 2019 schloss ich den Master ab und arbeitete eine Zeit lang in der Forschung. Ich wurde eingeladen, ein Doktorat anzuhängen, aber ich merkte, dass ich nicht länger so prekär leben konnte und auch nicht mehr in Ausbildung sein wollte. Ich nahm daher eine Stelle als Schulpsychologin an. Nach drei Jahren dort bekam ich Covid, was sich zu Long Covid entwickelte.

Endlich funktioniert mein Leben für mich

Zusätzlich zu den Symptomen von Long Covid bemerkte ich noch andere körperliche Beschwerden. Ich hatte früher einen Husky und diese brauchen sehr viel Auslauf. Ich bekam durch das viele Gehen so starke Probleme mit der Hüfte, dass ich teilweise nicht mehr Aufstehen konnte. Gleichzeitig recherchierte ich viel zum Thema Autismus und erfuhr, dass es eine große Komorbidität, also eine häufige Gleichzeitigkeit von Autismus und einem seltenen Gendefekt gibt, der u.a. zu Bindegewebsstörungen und instabilen Gelenken führt, dem sogenannten Ehlers-Danlos-Syndrom. Ich erzählte meinem Arzt von dieser Vermutung und nach einigen Untersuchungen überwies er mich ins Universitätsspital Zürich, um mich testen zu lassen. Nach langem Warten kam heraus, dass ich recht hatte und tatsächlich diesen Gendefekt aufweise.

Aufgrund der Ehlers-Danlos-Diagnose, des Autismus, dem ADHS und einer komplexen Posttraumatischen Belastungsstörung erhalte ich eine Teilrente von der IV. Ich habe nun das erste Mal im Leben das Gefühl, mich so einrichten zu können, dass es nachhaltig für mich funktioniert. Ich habe eine 35%-Rente der IV und arbeite 60% für den Berufsverband für angewandte Psychologie und mache dort Berufspolitik. Ich bin dafür zuständig, die Interessen von Psycholog*innen zu vertreten, wann immer es um Entscheidungen geht, die für uns relevant sind. Durch diese Arbeit kann ich beispielsweise das Ziel verfolgen, dass die Psychotherapie-Ausbildung endlich zugänglicher gemacht wird, was mir persönlich sehr wichtig ist. Wir haben viel zu wenig Diversität in der Ausbildung, weil sie so teuer ist und sie sich daher vor allem privilegierte Menschen leisten können. Dies sind meist weiße Menschen mit mittlerem und hohem sozioökonomischem Status, was die Klientel überhaupt nicht widerspiegelt. Ich sehe in meinem Umfeld, wie schwierig es etwa für **rassifizierte** Menschen ist, eine Therapeutin zu finden, die ihren Alltag auch nur ansatzweise verstehen kann. Das möchte ich ändern.

Wahlfamilie

Heute fühle ich mich auch in meinem Leben wohl, weil ich eine Familie gefunden habe. Ich bin in sehr schwierigen Familienverhältnissen aufgewachsen, musste bereits als Jugendliche ausziehen und hatte dadurch sehr früh finanzielle Probleme, was dann so weit geführt hat, dass ich in die Obdachlosigkeit gerutscht bin. Es macht mich wütend, wenn Menschen sagen, dass dies selbst gewählt gewesen sei. Denn ja, ich habe während der Obdachlosigkeit mit Menschen gesprochen, die das selbst gewählt haben und das ist völlig legitim, aber es gibt auch viele Menschen wie mich, die aufgrund von laufenden Geldforderungen und Verschuldung keinen Mietvertrag mehr bekommen. Mir ist wichtig aufzuzeigen, dass dies eine Realität in der Schweiz ist, trotz unseres sogenannten Sozialstaates. Weil ich mich in meiner Herkunftsfamilie nie sicher gefühlt habe, ist meine Wahlfamilie mir heute umso wichtiger. Als erwachsene Person habe ich so viele schönen Beziehungen, in denen ich mich wohl und aufgehoben fühle und es kommen immer noch neue Menschen dazu, das weiß ich sehr zu schätzen.

Fragen

Was für eine Gesellschaft wünschst du dir?

Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der alle selbstbestimmt leben können. Und – das klingt jetzt vielleicht kitschig – ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der man liebevoller miteinander umgeht. Das beinhaltet auch Selbstliebe. Außerdem sollten wir erkennen, dass Andersartigkeit uns nie etwas wegnimmt. Unsere Gesellschaft würde sich so verändern, wenn Andersartigkeit nicht mehr Angst auslöst, sondern einfach akzeptiert wird, so wie es unterschiedliche Pflanzen gibt.

Welche Träume hast du für dein eigenes Leben bzw. das deiner Nächsten?

Eigene Träume finde ich ganz schwierig, aber Träume für meine Nächsten habe ich ganz viele. Ich habe zum Beispiel einen Freund, der gerne in Japan leben würde und das wünsche ich ihm so sehr.

Was sind deine Strategien, um auf dich achtzugeben?

Diese erarbeite ich mir immer noch und das bleibt wohl ein lebenslanger Prozess, auch aufgrund der Tatsache, dass sich Bedürfnisse ständig verändern. Gerade als rassifizierte queere Personen, lernen wir oft viel zu spät, auf uns achtzugeben, das ist mir zumindest in meinem Umfeld aufgefallen. Ein wichtiger Teil ist sicher, dass ich gelernt habe, für meine Bedürfnisse einzustehen. Auch keine Ausreden zu suchen, sondern einfach zu sagen: »Ich habe heute keine Kapazitäten, um in einem Café zu sitzen, was gibt es für andere Optionen?« Früher habe ich mich dann oft dazu gezwungen.

Gibt es ein Buch, dass etwas Spezielles in deinem Leben ausgelöst hat?

This Bridge Called my Back hat mir sehr deutlich aufgezeigt, wie wichtig **Intersektionalität** ist. Dass wir kollektiv verschiedene Ebenen und Formen der Unterdrückung anschauen müssen und es kein >One-size-fits-all-Feminismus< geben kann. Es ist für die Befreiung aller entscheidend, dass die Stimmen der marginalisiertesten Menschen verstärkt werden und wir hinhören, unsere Ressourcen bündeln und mit unseren Privilegien dafür einstehen.

Wer sind deine Vorbilder?

Marginalisierte Menschen, die mutig sind, sichtbar zu sein. Obwohl sie wissen, dass sie die Konsequenzen für diese Sichtbarkeit tragen müssen, ist es ihnen wichtiger, etwas zu bewegen.

Was ist in der Schweiz politisch passiert, das dich bewegt hat?

Das sind zum Teil Sachen, die ich gar nicht selbst erlebt habe. Etwa, dass seit 1942 der assistierte Suizid unter gewissen Bedingungen nicht mehr strafbar ist. Das ist für die Selbstbestimmung natürlich ganz wichtig.

2014 ist die Schweiz endlich der Behindertenrechtskonvention beigetreten. Es ist aber sehr frustrierend für mich, dass gewisse Gesetze immer noch nicht umgesetzt wurden. Die Schweizerische Bahn hat sich etwa verpflichtet, bis 2024 barrierefrei zu sein, was sie nicht eingehalten hat. Sie hatten zehn Jahre Zeit. Da sieht man leider, wie die Prioritäten gesetzt werden. Gesetze müssen gelebt und umgesetzt werden, sonst nützen sie den betroffenen Menschen nichts.

Wie können Menschen dich und deine Arbeit finden?

Instagram: @variksen und @autistic_grace